

MAID

NETFLIX

DIE VORLAGE ZUR
NETFLIX SERIE

Stephanie Land

Harte Arbeit,
wenig Geld und
der Überlebenswille
einer Mutter

Stephanie Land

Maid

Harte Arbeit, wenig Geld und der Überlebenswille
einer Mutter

Aus dem amerikanischen Englisch von Heidi Lichtblau und Lene Kubis

 | E-BOOKS

Inhalt

- [Anmerkung der Autorin]
- [Widmung]
- [Motto]
- Vorwort
- Erster Teil
 - 1 Die Obdachlosenunterkunft
 - 2 Der Camper
 - 3 Die Übergangsunterkunft
 - 4 Die Wohnung an den Fairgrounds
 - 5 Sieben verschiedene staatliche Hilfen
 - 6 Die Farm
 - 7 Der letzte Rettungsanker
 - 8 Das Pornohaus
 - 9 Die Auszugsreinigung
 - 10 Henrys Haus
- Zweiter Teil
 - 11 Die Studiowohnung
 - 12 Minimalistisch
 - 13 Wendys Haus
 - 14 Das Pflanzenhaus
 - 15 Das Haus des Küchenchefs
 - 16 Donnas Haus
 - 17 In drei Jahren
 - 18 Das traurige Haus
 - 19 Loris Haus
 - 20 »Ich weiß nicht, wie du das schaffst«
 - 21 Das Clownshaus
 - 22 Stilleben mit Mia
- Dritter Teil
 - 23 Mehr anstrengen
 - 24 Das Haus an der Bucht
 - 25 Die härteste Arbeiterin

- 26 Das Messiehaus
- 27 Wir sind zu Hause
- Danksagung

Anmerkung der Autorin

Dieses Memoir ist mit der Hilfe von Tagebüchern, Fotos, Blogeinträgen und Facebookposts entstanden. Die meisten Namen und Beschreibungen von Personen wurden zu ihrem Schutz verändert. Zeitverläufe und Dialoge wurden in einigen Fällen zusammengefasst und neu zusammengesetzt. Ich habe große Mühe darauf verwendet, meine Wahrheit zu erzählen. Dies ist meine Geschichte und wie ich mich an sie erinnere.

Für Mia:

Gute Nacht

Hab dich lieb

Bis morgen früh!

MOM

*Ich habe gelernt,
dass sein Leben zu bestreiten
nicht dasselbe ist wie,
sich eines aufzubauen.*

MAYA ANGELOU

Vorwort

Willkommen in Stephanie Lands Welt

Der Eintritt wird Ihnen allerdings nur gewährt, wenn Sie sich von allen gängigen Vorstellungen über Hausangestellte, Alleinerziehende und medial vermittelten Bildern von Armut verabschieden. Denn Stephanie arbeitet hart und kann sich »gut artikulieren«, wie es in elitären Kreisen so oft herablassend heißt, wenn es um unerwartet intelligente Menschen ohne höhere Bildung geht. *Maid* erzählt von ihrer Reise als einer Mutter, die ihrer Tochter Mia ein sicheres Leben und geborgenes Zuhause zu bieten versucht, während sie sich mit verschiedenen Sozialhilfeleistungen und dem verschwindend geringen Lohn, den sie als »Maid« verdient, gerade so eben durchschlagen kann.

»Maid« - bei diesem Begriff fühlt man sich spontan an Downton Abbey und seine Dienstmädchen in adretten, frisch gestärkten Schürzen und Häubchen und einem Teetablett in den Händen erinnert. Tatsächlich aber ist die Welt der Maids voller Dreck und Exkrementen. Sie befreien unsere Abflüsse von Schamhaaren und müssen sich - im wörtlichen wie im übertragenen Sinne - mit unserer schmutzigen Wäsche befassen. Und doch bleiben sie unsichtbar - werden von der Politik und ihren Programmen

nicht wahrgenommen, an unseren Türen von oben herab behandelt.

Ich weiß das, da ich für die Recherchen meines Buches *Nickel and Dimed: On (Not) Getting by in America* eine kurze Zeitlang selbst in dieses Leben eintauchte und Niedriglohnjobs annahm. Wobei ich im Gegensatz zu Stephanie den Vorteil hatte, jederzeit in mein wesentlich komfortableres Leben als Autorin und Journalistin zurückkehren zu können. Und anders als sie musste ich von meinem Einkommen nicht auch noch ein Kind ernähren. Meine Kinder waren erwachsen und hatten kein Interesse daran, sich im Rahmen eines verrückten journalistischen Unterfangens mit mir in Trailer Parks einzuquartieren. Mit der Arbeit als Putzkraft kenne ich mich also aus – erinnere mich gut an die Erschöpfungszustände und die Verachtung, die mir entgegenschlug, wenn ich in der Öffentlichkeit mein Firmenoutfit mit dem Aufdruck »The Maids International« trug. Aber die Angst und Verzweiflung so vieler meiner Arbeitskolleginnen konnte ich nur erahnen. Wie Stephanie, waren viele von ihnen alleinerziehende Mütter, die putzen gingen, um zu überleben, und sich unterdessen um ihre Kinder sorgten, die sie manchmal in prekären Umständen zurücklassen mussten.

Mit etwas Glück haben Sie nie in Stephanies Welt leben müssen. Wie Sie in *Maid* sehen werden, ist Mangel das alles beherrschende Thema. Geld ist grundsätzlich knapp, mitunter auch das Essen; Erdnussbutter und Instantnudeln

sind an der Tagesordnung, Besuche bei McDonald's ein seltenes Vergnügen.

In dieser Welt ist auf nichts Verlass – weder auf Autos oder Männer noch auf eine gesicherte Unterkunft. In Stephanies Überlebenskampf sind Lebensmittelgutscheine eine wichtige Stütze, und es packt einen die Wut angesichts der jüngsten Gesetzgebung in den USA, nach der man sich seine Lebensmittelmarken nun erarbeiten muss. Ohne so eine staatliche Unterstützung können diese Arbeitskräfte und Alleinerziehenden nicht überleben. Es handelt sich dabei um kein Almosen. Genau wie wir wünschen sie sich einen stabilen Halt in unserer Gesellschaft.

Das vielleicht verletzendste Merkmal der Welt Stephanies ist die Feindseligkeit, die ihr von Bessergestellten entgegenschlägt. Ein Klassenvorurteil, mit dem sich vor allem körperlich Arbeitende konfrontiert sehen, denen man im Vergleich zu denjenigen, die Anzüge tragen oder an Schreibtischen sitzen, oft moralische und geistige Unterlegenheit unterstellt. Während Stephanie im Supermarkt mit Lebensmittelmarken bezahlt, beäugen andere Kunden Stephanies Einkaufswagen. Und als hätte er ihre Einkäufe persönlich bezahlt, bemerkt ein älterer Herr dazu laut: »Immer gerne!« Eine Einstellung, mit der Stephanie öfter und noch weitaus drastischer konfrontiert wird und die für die Ansicht eines Großteils unserer Gesellschaft steht.

Der Handlungsbogen der Geschichte Stephanies scheint auf einen schweren Zusammenbruch zuzusteuern. Zunächst einmal ist da der körperliche Verschleiß durch sechs bis acht Stunden täglicher kräftezehrender Putzarbeit. Bei der Reinigungsfirma, für die ich gearbeitet habe, schien jede meiner Kolleginnen ab dem Alter von 19 Jahren an einer Art neuromuskulärem Schaden zu leiden - an Rücken- und Schulterschmerzen, Knie- und Knöchelproblemen. Stephanie meistert den Arbeitsalltag nur mit Hilfe einer alarmierenden Anzahl von Schmerztabletten. Einmal schaut sie wehmütig auf die Opioide, die sie im Badezimmer eines Kunden entdeckt, doch verschreibungspflichtige Medikamente kommen für sie genauso wenig in Frage wie Massagen, Physiotherapie oder Besuche bei einem Spezialisten für Schmerztherapie.

Zu der körperlichen Erschöpfung ihrer Lebensweise gesellt sich obendrein auch noch die damit einhergehende emotionale Belastung. Stephanie ist das Paradebeispiel für die »Resilienz«, die Psychologen den Armen so gern anraten. Mit einem Hindernis konfrontiert, überlegt sie, wie es weitergehen könnte. Mitunter wächst ihr jedoch alles über den Kopf. Dann hält sie nur noch die unerschöpfliche Liebe zu ihrer Tochter, dem Leitstern ihres Lebens und dieses Buches, davon ab zusammenzubrechen.

Man spoilert wohl kaum, wenn man verrät, dass das Buch ein Happy End hat. All die Jahre, in denen sie ums Überleben kämpfte und sich abrackerte, hegte Stephanie den Wunsch, Schriftstellerin zu werden. Ich lernte sie vor

Jahren kennen, als ihre Karriere noch am Anfang stand. Ich bin nicht nur Autorin, sondern auch Gründerin des Economic Hardship Reporting Project, einer Organisation, die qualitativ hochwertigen Journalismus über wirtschaftliche Ungleichheit fördert, insbesondere den von Menschen, die selbst nur mit Mühe über die Runden kommen. Stephanie schickte uns eine Anfrage, und wir nahmen uns ihrer an und entwickelten mit ihr zusammen Pitches, überarbeiteten Entwürfe und platzierten diese in den besten Medien, die wir finden konnten, einschließlich der *New York Times* und der *New York Review of Books*. Genau für Menschen wie sie – eine unbekannte Schriftstellerin aus der Arbeiterklasse, die für ihren Karrierestart lediglich noch einen kleinen Ansporn brauchte – gibt es uns.

Wenn Sie dieses Buch inspiriert, dann denken Sie daran, wie gering die Chancen im Grunde standen, dass es überhaupt geschrieben würde. Stephanie hätte sich in ihrer Verzweiflung geschlagen geben oder vielleicht einen Arbeitsunfall erleiden können. Denken Sie auch an all die Frauen, die es nie schaffen, ihre Geschichte zu erzählen.

Stephanie erinnert uns daran, dass es da draußen Millionen von ihnen gibt, jede auf ihre eigene Weise eine Heldin, die darauf wartet, gehört zu werden.

Barbara Ehrenreich

Erster Teil

1

Die Obdachlosenunterkunft

Meine Tochter machte ihre ersten Schritte in einem Obdachlosenheim. An einem Juninachmittag, einen Tag vor ihrem ersten Geburtstag. Ich saß auf dem abgenutzten Sofa unseres Häuschens und hielt eine alte Digitalkamera hoch, um Mias erste Schritte festzuhalten. Ihr zerzaustes Haar und ihr gestreifter Babybody standen in auffälligem Kontrast zu der wilden Entschlossenheit in ihren braunen Augen, das Gleichgewicht zu halten. Durch die Linse betrachtete ich Mias bloßen, speckigen Beinchen und ihr rundes Bäuchlein, während sie mir auf dem Fliesenboden entgegengetapst kam. Der Schmutz von vielen Jahren hatte sich in diesen Boden gefressen. Ich konnte schrubben, so viel ich wollte, ich bekam ihn einfach nicht sauber.

Die letzte Woche unseres 90-tägigen Aufenthalts in einem der kleinen Holzhäuser im Norden der Stadt, die das Wohnungsamt Obdachlosen zuwies, war angebrochen. Als Nächstes würden wir in eine Übergangsunterkunft umziehen – einen alten, heruntergekommenen Wohnkomplex mit Zementböden, der gleichzeitig als

Resozialisierungszentrum für ehemalige Häftlinge diente. So provisorisch unsere Bleibe auch war, hatte ich doch mein Bestes getan, um sie für meine Tochter heimeliger zu machen. Ich hatte ein gelbes Laken über das Sofa gebreitet – als warmen Kontrast zu den kalten weißen Wänden und dem grauen Boden und als leuchtenden und fröhlichen Farbfleck in einer dunklen Zeit. Neben der Eingangstür hatte ich einen kleinen Kalender aufgehängt. Darin waren Termine mit Sachbearbeitern von Organisationen eingetragen, bei denen ich Unterstützung bekommen konnte. Ich hatte alle Hebel in Bewegung gesetzt und sämtliche in Frage kommenden Ämter abgeklappert, um an staatliche Hilfe zu gelangen, hatte mich in lange Schlangen mit Menschen eingereiht, die jede Menge Unterlagen bei sich hatten, um ihre Mittellosigkeit zu beweisen. Es war unglaublich aufwendig, die eigene Armut zu belegen.

Besuch in der Unterkunft war verboten, und wir hatten auch nicht viel mitbringen dürfen. Unser ganzer Besitz passte in eine Tasche, Mias Spielzeug in einen einzigen Korb. Meine wenigen Bücher waren in dem kleinen Regal untergebracht, das den Wohnbereich von der Küche trennte. Dort stand ein runder Tisch, an dem ich einen Kindersitz befestigt hatte, und ein Stuhl, auf dem ich saß, wenn ich ihr beim Essen zusah und meinen Hunger oft nur mit einem Kaffee bekämpfte.

Während ich Mia bei ihren ersten Schritten beobachtete, bemühte ich mich krampfhaft, nicht auf die grüne

Schachtel hinter ihr zu blicken, in der ich die Gerichtsdokumente über den Sorgerechtsstreit mit ihrem Vater aufbewahrte. Ich lächelte Mia an, als wäre alles okay. Hätte ich die Kamera auf mich gerichtet, hätte ich mich nicht wiedererkannt. Die wenigen Fotos von mir aus dieser Zeit zeigen fast schon einen anderen Menschen: Ich war so dünn wie noch nie zuvor in meinem Leben. Ich arbeitete in Teilzeit als Gartenhilfe und verbrachte mehrere Stunden in der Woche damit, Sträucher zu beschneiden, gegen wuchernde Brombeeren vorzugehen und Gräser von Stellen zu entfernen, an denen sie nichts verloren hatte. Manchmal putzte ich die Böden und Toiletten von Häusern, deren Eigentümer ich kannte – Freunde, die gehört hatten, dass ich verzweifelt Geld brauchte. Sie waren zwar nicht reich, verfügten aber im Gegensatz zu mir über ein finanzielles Polster. Der Verlust eines Gehaltsschecks würde sie ebenfalls hart treffen, doch er hätte keine Kette von Ereignissen zur Folge, an deren Ende ein Leben in einer Obdachlosenunterkunft stand.

Sie hatten Eltern oder andere Angehörige, die mit Geld einspringen und sie vor Schlimmerem bewahren konnten. Für Mia und mich sprang keiner ein. Es gab nur sie und mich.

In den Aufnahmepapieren des Wohnungsamtes schrieb ich auf die Frage nach meinen persönlichen Zielen für die nächsten Monate, ich wolle versuchen, an der Beziehung zu Mias Vater Jamie zu arbeiten.

Ich dachte, wenn ich mich nur genug anstrengte, könnten wir das auf die Reihe kriegen. Manchmal sah ich uns im Geiste als eine richtige Familie – mit einer Mutter, einem Vater und einem wunderhübschen Töchterchen. An diese Tagträume klammerte ich mich wie an eine Schnur, an der ein riesiger Ballon befestigt war. Der Ballon trug mich über Jamies emotionalen Missbrauch und meine Notlage als Alleinerziehende hinweg. Solange ich diese Schnur nicht losließ, könnte ich über all das hinwegschweben. Wenn ich mich auf meine Vorstellung von Familie konzentrierte, konnte ich so tun, als gäbe es die schlechten Seiten nicht; als wäre dieses Leben ein vorübergehender Zustand und keine neue Existenz.

Als Geburtstagsgeschenk bekam Mia neue Schuhe, für die ich einen Monat lang gespart hatte. Sie waren braun und mit rosa-blauen Vögelchen bestickt. Ich verschickte Partyeinladungen wie eine normale Mom und lud Jamie ein, als wären wir ein normales Elternpaar. Die Feier fand an einem Picknicktisch auf einem Grashügel im Chetzemoka Park in Port Townsend statt, der Stadt im Bundesstaat Washington, in der wir lebten. Von dort hatte man einen guten Blick aufs Meer. Die Gäste saßen lächelnd auf mitgebrachten Decken. Von meinen restlichen Lebensmittelmarken für den Monat hatte ich Limonade und Muffins besorgt. Um mitfeiern zu können, waren mein Dad und mein Grandpa fast zwei Stunden lang aus verschiedenen Richtungen angereist. Auch mein Bruder und ein paar Freunde waren gekommen. Einer davon hatte

eine Gitarre dabei. Ich bat eine Freundin, von Mia, Jamie und mir Fotos zu machen, weil es so selten vorkam, dass wir drei so zusammensaßen. Mia sollte eine schöne Erinnerung an den Tag haben. Doch auf den Fotos zeigt Jamies Miene Desinteresse und Wut.

Meine Mutter hatte mit ihrem Mann William den weiten Weg von London oder Frankreich, oder wo auch immer sie gerade lebten, auf sich genommen. Am Tag nach Mias Party kamen sie bei uns vorbei, um mir beim Umzug in die Übergangswohnung zu helfen. Innerlich schüttelte ich den Kopf über ihr Outfit – William trug schwarze Skinny-Jeans, einen schwarzen Pullover und schwarze Stiefel; Mom ein schwarz-weiß gestreiftes Kleid, das ihr an den rundlichen Hüften zu knapp saß, schwarze Leggings und flache Converse-Chucks. Die beiden sahen eher so aus, als wären sie auf einen Espresso da. Unsere Bleibe hatte bislang noch keiner zu Gesicht bekommen, und das europäische Outfit der beiden ließ die Hütte – unser Zuhause – nun in noch schäbigerem Licht erscheinen.

William schien überrascht zu sein, dass unsere ganzen Habseligkeiten in eine einzige Reisetasche passten. Er brachte sie nach draußen, und Mom folgte ihm. Ich drehte mich noch einmal um und warf einen letzten Blick auf den Boden, sah im Geiste vor mir, wie ich auf dem Sofa Bücher gelesen und Mia in ihrem Spielzeugkorb gekramt oder in der herausgezogenen Einbauschublade unter meinem Bett gesessen hatte.

Ich war froh wegzukommen. Doch diesen kurzen Moment brauchte ich, um mir in Erinnerung zu rufen, was ich überlebt hatte –, es war ein bittersüßer Abschied vom Ort unseres Neubeginns.

Die Hälfte der Bewohner in unserem neuen Wohnblock, der dem Northwest Passage Transitional Family Housing Program – einer Einrichtung, die Familien in Not Übergangswohnungen bereitstellte – unterstand, kam aus Obdachlosenheimen wie ich, die andere Hälfte bestand aus Personen, die gerade frisch aus der Haft entlassen worden waren. Eigentlich stellte diese Wohnung einen Aufstieg dar, doch ich vermisste schon jetzt das zurückgezogene Hüttenleben der Obdachlosenunterkunft. Es kam mir vor, als würde die Realität hier vor allen offengelegt, selbst vor mir.

Mom und William warteten hinter mir, während ich mit dem Schlüssel vor die Tür unseres neuen Zuhauses trat. Ich fummelte an dem Schloss herum, stellte schließlich die Schachtel in meinen Händen ab, und doch dauerte es noch eine Weile, bis ich die Tür endlich aufbekam. »Na, wenigstens ist das Schloss sicher«, scherzte William.

Wir betraten einen schmalen Eingangsbereich, dem gegenüber das Badezimmer lag. Mir fiel sofort die Badewanne ins Auge, in der Mia und ich zusammen würden baden können –, ein Luxus, den wir uns schon lange nicht mehr gegönnt hatten. Rechter Hand lagen unsere beiden Schlafzimmer, die zur Straße hinausgingen. In der winzigen Küche streifte die Kühlschranktür beim Öffnen die

Schränke gegenüber. Ich überquerte die großen weißen PVC-Fliesen, die an die in der Obdachlosenunterkunft erinnerten, und öffnete die Tür zu einem kleinen Balkon. Er war gerade breit genug, dass ich mit ausgestreckten Beinen darauf sitzen konnte.

Zwei Wochen zuvor hatte ich die Wohnung mit Julie, meiner Sachbearbeiterin vom Sozialamt, kurz besichtigen können. Vor uns hatte eine Familie zwei Jahre in dieser Wohnung gelebt, die maximal mögliche Zeitspanne. »Du kannst dich glücklich schätzen, dass diese Wohnung frei geworden ist«, erklärte sie.

Bei unserer ersten Begegnung saß ich Julie gegenüber und versuchte stotternd, auf ihre Fragen zu antworten, was für Pläne ich hätte und wie ich mein Kind zu versorgen gedächte. Wie ich finanziell auf die Beine kommen wollte. Welche Jobs ich annehmen könnte.

Julie schien Verständnis für meine Verwirrung zu haben und machte ein paar Vorschläge für mein weiteres Vorgehen. Der Umzug in eine Sozialwohnung schien meine einzige Option zu sein, wobei das Problem war, zur rechten Zeit auch eine freie zu ergattern. Das Domestic Violence and Sexual Assault Services Center – eine Beratungs- und Interventionsstelle für Betroffene von häuslicher oder sexualisierter Gewalt – hielt für Opfer, die sich an niemanden sonst wenden konnten, geschützte Unterkünfte bereit, doch glücklicherweise bekam ich vom Wohnungsamt eine eigene Wohnung angeboten und somit auch eine Chance auf stabilere Verhältnisse.

Bei diesem ersten Treffen gingen Julie und ich eine vierseitige Liste mit Vorschriften durch, denen ich vor dem Einzug zustimmen musste.

Der Gast versteht, dass dies eine Notunterkunft ist, NICHT sein Zuhause.

Es können jederzeit URINPROBEN angefordert werden.

Besucher sind in der Unterkunft NICHT erlaubt.

KEINE AUSNAHMEN.

Julie stellte klar, dass man darüber hinaus stichprobenartige Kontrollen durchführen würde, um sicherzustellen, dass die Mindestanforderungen an die tägliche Hausarbeit erfüllt wurden, sprich: dass etwa das Geschirr ab gespült oder der Boden gewischt sei und sich auf der Küchentheke keine Speisereste befänden. Übernachtungsgäste waren ohne Erlaubnis nicht gestattet, und selbst mit Erlaubnis durften sie keinesfalls länger als drei Tage bleiben. Alle Einkommensänderungen mussten unverzüglich gemeldet und monatlich Abrechnungen vorgelegt werden, aus denen detailliert hervorging, welche Einkünfte man hatte und wofür sie verwendet wurden. Ich stimmte zu.

Julie war immer nett, lächelte, wenn sie sprach, und strich sich dabei ihr kurzes, kupferrotes Haar hinter das Ohr. Es tat gut, dass sie im Unterschied zu den anderen Sachbearbeitern in den Ämtern nicht so abgestumpft wirkte und mich wie einen Menschen behandelte. Doch ich hing gedanklich immer noch an dem Moment fest, als sie

gesagt hatte, ich könnte mich »glücklich schätzen«. Ich fühlte mich nicht glücklich. Dankbar, ja. Absolut. Aber glücklich? Nicht wenn ich in ein Haus mit Vorschriften zog, die suggerierten, ich könnte süchtig, dreckig oder einfach so fertig mit der Welt sein, dass ich eine erzwungene Ausgangssperre und Urintests brauchte.

Arm zu sein, in Armut zu leben, kam in meinen Augen sehr einer Bewährungsstrafe gleich -, wobei das Verbrechen darin bestand, dass einem selbst das Nötigste im Leben fehlte.

*

Wir hatten meine Sachen aus einem Lagerraum geholt, den mein Dad für mich organisiert hatte. Nun brachten William, Mom und ich sie von dem Pick-up, den ich gemietet hatte, die Treppe hinauf zu meiner Wohnungstür im zweiten Stock. Da Mom und William so schick angezogen waren, bot ich ihnen T-Shirts an, die sie aber ablehnten. Bis auf die Zeit, als sie sich von meinem Vater scheiden ließ, kannte ich Mom eigentlich immer nur übergewichtig. Ihren Gewichtsverlust führte sie auf eine Atkins-Diät zurück. Später entdeckte Dad, dass ihre jähe Motivation, ins Fitnessstudio zu gehen, nichts mit dem Wunsch nach Fitness zu tun hatte, sondern vielmehr mit einer Affäre und dem unvermittelten Bedürfnis, den Zwängen des Ehe- und Mutterdaseins zu entfliehen. Moms Metamorphose signalisierte ihren Aufbruch ins Leben beziehungsweise in

das Leben, das sie sich immer gewünscht, für ihre Familie jedoch aufgegeben hatte. Mir kam sie plötzlich wie eine Fremde vor. Als mein Bruder Tyler die Highschool abgeschlossen hatte, ließen sich meine Eltern scheiden, und Mom zog in eine eigene Wohnung. Bei einem Barbesuch musste ich mitansehen, wie sie Männer meines Alters küsste und dann in der Sitznische eines Diners bewusstlos zusammensackte. Zunächst war mir das einfach peinlich, später aber verwandelte es sich in ein Gefühl des Verlustes, von dem ich nicht wusste, wie ich ihn betrauern sollte. Ich wollte meine Mutter zurück.

Auch Dad war eine Zeitlang in einer neuen Familie untergekommen. Direkt nach der Scheidung datete er eine Mutter von drei Söhnen, die eifersüchtig war und der meine Besuche gegen den Strich gingen. Meine Eltern hatten sich weiterbewegt und mich allein zurückgelassen. Ich schwor mir, niemals so viel physischen und emotionalen Abstand zwischen Mia und mir entstehen zu lassen.

Als ich meine Mom nun musterte, verheiratet mit einem Briten, der gerade mal sieben Jahre älter war als ich, fiel mir auf, dass sie wieder deutlich in die Breite gegangen war und sich in ihrem Körper unwohl zu fühlen schien. Ich konnte nicht anders, ich musste sie einfach anstarren, wie sie da neben mir stand und sich mit einem britischen Fake-Akzent unterhielt. Ihr Umzug nach Europa lag bereits rund sieben Jahre zurück, doch ich hatte sie seitdem nur einige wenige Male gesehen.

Wir waren gerade dabei, meine vielen Bücherkisten in die Wohnung zu schleppen, als sie erklärte, sie hätte große Lust auf einen Burger. »Und auf ein Bierchen«, setzte sie bei unserer nächsten Begegnung auf der Treppe hinzu. Es war noch keine zwölf Uhr, aber sie war im Urlaubsmodus, was hieß, dass die Trinkerei schon früh begann. Sie schlug vor, ins Sirens zu gehen, einer Bar im Zentrum von Port Townsend, vor der man auch draußen sitzen konnte. Mir lief das Wasser im Mund zusammen. Ich war seit Monaten nicht mehr auswärts essen gewesen.

»Ich kann mitkommen, muss dann aber noch arbeiten«, sagte ich. Ich hatte einen Job, bei dem ich einmal pro Woche für 45 Dollar die Vorschule einer Freundin putzte. Außerdem musste ich den Pick-up zurückbringen und Mia von Jamie abholen. An diesem Tag hatte sich Mom auch mehrere große Kartons mit alten Fotos und allerlei Nippes vorgeknöpft, die sie in der Garage einer Freundin untergebracht hatte. All das brachte sie nun als Geschenk in meine neue Wohnung mit. Aus Nostalgie und als Beweis für unser früheres gemeinsames Leben nahm ich es gern an. Sie hatte jedes Schulporträt aufgehoben, jedes Halloween-Foto. Ich mit meinem ersten Fisch in der Hand. Mit Blumen im Arm nach meinem Schulmusical. Mom hatte lächelnd im Publikum gesessen, mit mir mitgefiebert und Fotos gemacht. Jetzt, in der Wohnung, sah sie in mir nur eine weitere Erwachsene, eine Gleichberechtigte. Dabei kam ich mir verlorener vor denn je. Ich brauchte meine

Familie. Musste sehen, wie sie mir alle zunickten, lächelten und mir versicherten, alles werde gut.

Als William auf die Toilette ging, setzte ich mich neben meine Mom auf den Boden. »Hey«, sagte ich.

»Ja?«, erwiderte sie leicht argwöhnisch. Ich hatte immer das Gefühl, sie hätte Angst, ich könnte sie um Geld bitten wollen, was ich aber nie tat. Sie und William führten in Europa ein bescheidenes Leben und vermieteten Williams Wohnung in London, während sie in einem Haus in Frankreich unweit von Bordeaux wohnten, das sie in ein Bed-and-Breakfast umwandeln wollten.

»Ich habe mich gefragt, ob du und ich vielleicht etwas Zeit miteinander verbringen könnten?«, fragte ich. »Nur wir zwei?«

»Steph, das geht wirklich nicht.«

»Warum nicht?« Ich richtete mich auf.

»Ich meine, wenn du Zeit mit mir verbringen willst, dann musst du akzeptieren, dass William auch dabei ist.«

In diesem Augenblick kam William zurück und schnäuzte sich laut in sein Taschentuch. Sie griff nach seiner Hand und sah mich mit hochgezogenen Augenbrauen an. So, als sei sie stolz darauf, diese Grenze gezogen zu haben.

Dass ich William nicht leiden konnte, war kein Geheimnis. Als ich die beiden vor ein paar Jahren in Frankreich besuchte, hatten William und ich einen heftigen Streit, der meine Mom so aufwühlte, dass sie draußen beim Auto weinte. Bei diesem Besuch wollte ich die Beziehung zu meiner Mutter wieder kitten. Ich sehnte mich nach einer

Mutter, nach jemandem, dem ich vertrauen konnte, der mich bedingungslos akzeptierte, auch wenn ich in einer Notunterkunft wohnte. Wenn ich eine Mutter zum Reden hätte, dann könnte sie mir vielleicht erklären, was gerade mit mir geschah, oder mir zur Seite stehen und mir helfen, mich nicht als Versagerin zu sehen. Es fiel mir schwer, das Ausmaß meiner Verzweiflung zuzugeben und um die Aufmerksamkeit der eigenen Mutter zu buhlen. Also lachte ich, wann immer William Witze riss. Lächelte, wenn er sich über die amerikanische Grammatik lustig machte. Ich schwieg mich über den neuen Akzent meiner Mutter und über die Tatsache aus, dass sie sich jetzt für Gott weiß wen hielt -, als hätte Grandma ihren Obstsalat nicht aus Fruchtcocktail aus der Dose und Sprühsahne zubereitet.

Mom und Dad wuchsen in verschiedenen Teilen von Skagit County auf, einer Gegend, die etwa eine Autostunde nördlich von Seattle liegt und für ihre Tulpen bekannt ist. Ihre Familien lebten seit jeher von der Hand in den Mund. Dads Familie wohnte an den bewaldeten Berghängen über dem Clear Lake. Von seinen entfernten Verwandten hieß es, sie würden noch immer Moonshine - schwarzgebrannten Schnaps - herstellen. Mom wohnte unten im Tal, in dem Erbsen und Spinat angebaut werden.

Grandma und Grandpa, die Eltern meiner Mom, waren seit fast 40 Jahren verheiratet. Meine frühesten Erinnerungen an die beiden sind mit ihrem Trailer verbunden, der in einem Wald direkt an einer kleinen Bucht stand. Wenn meine Eltern arbeiteten, verbrachte ich den

Tag bei ihnen. Zum Mittagessen bereitete Grandpa uns mit Wonder Bread Mayonnaise- und Buttersandwiches zu. Viel Geld hatten sie nicht, aber meine Erinnerungen an sie sind voller Liebe und Wärme: Grandma, wie sie, eine Limo in der Hand und ein Bein wie ein Flamingo in der Luft, vor dem Herd steht und eine Tomatensuppe von Campbell's kocht. Und immer brannte in der Nähe eine Zigarette in einem Aschenbecher.

Später zogen sie nach Anacortes in ein altes Haus nahe der Innenstadt um, das mit den Jahren so verkam, dass es fast schon nicht mehr bewohnbar war. Grandpa war Immobilienmakler und kam zwischen den Hausbesichtigungen nach Hause, platzte mit kleinen Spielsachen zur Tür herein, die er für mich gefunden oder beim Spiel am Greifautomat in der Kegelhalle gewonnen hatte.

Wenn ich als Kind nicht bei ihnen war, telefonierte ich gern mit Grandma. Das machte ich so häufig, dass sich in der Fotokiste meiner Mom mehrere Fotos von mir im Alter von vier und fünf Jahren fanden, auf denen ich in der Küche stehe und mir ein großes, gelbes Telefon ans Ohr halte.

Aber Grandma erkrankte an paranoider Schizophrenie, und mit der Zeit wurde es fast unmöglich, sich mit ihr zu unterhalten. Sie entwickelte Wahnvorstellungen. Das letzte Mal, als Mia und ich sie besuchten, brachte ich ihr eine Pizza von Papa Murphy's mit, die ich mit meinen Lebensmittelmarken gekauft hatte. Grandma, die sich mit dickem schwarzem Eyeliner und pinkem Lippenstift

geschminkt hatte, stand den Großteil unseres Besuchs draußen und rauchte. Sie bestand darauf, mit dem Essen bis zu Grandpas Rückkehr zu warten. Als er schließlich kam, behauptete Grandma, sie hätte keinen Hunger mehr, und warf Grandpa vor, eine Affäre zu haben, ja, sie beschuldigte ihn sogar, mit mir zu flirten.

Dennoch, die meisten meiner Kindheitserinnerungen kreisen um Anacortes. Obwohl die Verbindung zu meiner Familie allmählich abbrach, erzählte ich Mia immer von der Bowman Bay unweit einer Meeresenge, Deception Pass genannt, zwischen den Inseln Fidalgo und Whidbey. Mein Dad nahm mich als kleines Mädchen immer dorthin zum Wandern mit. Dieses kleine Fleckchen Erde des Bundesstaates Washington mit seinen hohen Nadel- und Erdbeerbäumen war der einzige Ort, der sich für mich wie ein Zuhause anfühlte. Hier hatte ich jeden Winkel erkundet, kannte die Trails und verschiedenen Meeresströmungen, hatte meine Initialen in den rötlich orangefarbenen Stamm eines Erdbeerbaums geritzt und wusste noch genau, wo er sich befand. Wann immer ich zu einem Besuch bei meiner Familie nach Anacortes zurückkehrte, zog es mich zu den Stränden unterhalb der Deception Pass Bridge. Von dort fuhr ich die längere Strecke über die Rosario Road zurück, vorbei an den großen Häusern auf den Kliffs.

Ich vermisste meine Familie, tröstete mich aber mit dem Gedanken, dass Mom und Grandma immer noch jeden Sonntag miteinander telefonierten. Mom rief sie an, egal,

wo in Europa sie gerade steckte. Es tröstete mich, dass ich Mom nicht ganz verloren hatte, dass sie immer noch an die Menschen dachte, die sie zurückgelassen hatte.

*

Als die Rechnung für unser Lunch im Sirens kam, bestellte sich Mom noch ein Bier. Ich sah auf die Uhr. Zum Putzen der Vorschule musste ich zwei Arbeitsstunden einplanen, bevor ich Mia abholen konnte. Nachdem ich Mom und William noch fünf Minuten lang dabei zugehört hatte, wie sie sich mit haarsträubenden Anekdoten über ihre Nachbarn in Frankreich amüsierten, gestand ich, dass ich gehen müsse.

»Oh!« William zog die Augenbrauen hoch. »Soll ich der Bedienung sagen, dass du bezahlen willst?«

»Nein, das kann ich gar nicht.« Wir starrten einander herausfordernd an. »So viel Geld habe ich nicht.«

Klar, es wäre angebracht gewesen, sie zum Mittagessen einzuladen, da sie zu Besuch waren und mir beim Umzug geholfen hatten, aber schließlich waren sie meine Eltern. Ich wollte William daran erinnern, dass er mir gerade beim Auszug aus einem Obdachlosenheim geholfen hatte, doch stattdessen wandte ich mich mit flehenden Augen an meine Mutter. »Ich kann das Bier mit meiner Kreditkarte bezahlen«, bot sie an.

»Ich habe nur zehn Dollar auf meinem Konto«, erklärte ich. Der Kloß in meinem Hals wurde immer größer.

»Das reicht ja kaum für deinen Burger«, entfuhr es William.

Er hatte recht. Mein Burger kostete 10,59 Dollar. Ich hatte etwas bestellt, das knapp einen Dollar mehr kostete, als ich auf meinem Konto hatte. Am liebsten wäre ich vor Scham im Boden versunken. Keine Spur mehr von dem Triumphgefühl, das ich angesichts meines Auszugs aus der Obdachlosenunterkunft verspürt hatte. Ich konnte mir nicht einmal einen verdammten Burger leisten!

Ich schaute von meiner Mutter zu William und erklärte, ich müsse auf die Toilette. Sie sollten mich nicht weinen sehen.

Der Blick in den Spiegel zeigte mir eine klapperdürre Gestalt, die ein T-Shirt in Kindergröße und eine enganliegende Jeans trug, die ich unten hochgekrepelt hatte, um zu kaschieren, dass sie zu kurz war. Im Spiegel war da diese Frau - überarbeitet, und doch ohne Geld, jemand, der sich nicht einmal einen verdammten Burger leisten konnte. Oft war ich zu gestresst, um etwas hinunterzukriegen, und bei vielen Mahlzeiten sah ich Mia einfach nur zu, wie sie sich das Essen in den Mund schob, und war dankbar für jeden Bissen, den sie zu sich nahm. Mein Körper sah sehnig und abgezehrt aus; mehr, als mich auf dieser Toilette auszuweinen, war einfach nicht mehr drin.

Wenn ich vor Jahren über meine Zukunft nachgedacht hatte, schien Armut mir unvorstellbar, weit entfernt von jeglicher Realität. Nie hätte ich gedacht, dass ich jemals so

enden würde. Aber jetzt, nach der Geburt eines Kindes und einer Trennung, steckte ich mittendrin in einer Realität, aus der es keinen Ausweg zu geben schien.

Bei meiner Rückkehr saß William immer noch wie eine Art Miniaturdrache mit geblähten Nasenflügeln da. Mom lehnte sich zu ihm und flüsterte etwas, worauf er missbilligend den Kopf schüttelte.

»Ich kann zehn Dollar zahlen«, sagte ich und setzte mich.

»Okay«, sagte Mom.

Ich hatte nicht erwartet, dass sie mein Angebot annehmen würde. Bis zu meinem nächsten Gehaltsscheck war es noch Tage hin. Ich kramte in meiner Tasche nach meiner Brieftasche und reichte ihr dann meine Karte, damit sie sie zu ihrer dazulegen konnte. Nachdem ich die Rechnung unterschrieben hatte, stand ich auf, stopfte meine Karte in meine Gesäßtasche, umarmte meine Mom zum Abschied knapp und ging. Ich hatte mich gerade mal ein paar Schritte vom Tisch entfernt, als ich William sagen hörte: »Ich habe noch nie jemanden mit so einem Anspruchsdenken erlebt!«